



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 1

Sonntag, den 10. Eismond 1931.

Nr. 1

Pflanzen im Volksleben.

Von W a u s c h l u h,
Oberschullehrer der höheren Landwirtschaftsschule.

Pflanze, Tier und Mensch gehören seit undenklichen Zeiten zusammen. Die Pflanze ging in ihrer Entwicklung den beiden anderen höheren Lebewesen voran, weil sie einzig und allein von der schon vorhandenen leblosen Natur abhängig war. Ein Tierleben konnte sich in späterer Folge nur dort entwickeln, wo die nötige Nahrung für diese Geschöpfe, d. h. die Pflanzen, in ausreichender Menge vorhanden war; denn die Pflanzen bilden die Grundlage für alle übrigen Lebewesen. — Als bei all diesem Bestehenden — Pflanzen und Tiere — der Mensch in die Gesamtheit gesetzt wurde, da lag es ihm am nächsten, die vorhandenen Naturdinge kennen zu lernen, zu erforschen, welche ihm nützlich, welche schädlich seien. Ein unausgesetztes Prüfen und Vergleichen — zuerst unsicher tastend, dann sicher und sicherer in der Erkenntnis der Naturwesen werdend — führte schließlich zu feststehenden Werturteilen über dieses oder jenes Lebewesen. — Natürlich beschränkte sich die Naturbeobachtung auch der ersten Menschen nicht einzig und allein auf ihre nächste Umgebung. Naturkräfte, und zwar die gewaltigsten — Blitz und Donner — wirkten auf ihr Leben berart gewaltig, erschütternd und nur zu oft so grausam ein, daß sie alsbald höhere Gewalten hinter diesen Erscheinungen vermuteten und dann das sanftere Geschehen, Leben und Weben auf der Erde auch ebensolchen, aber friedlicheren Gewalten zuschrieben — den Göttern. Der stete Umgang mit der Natur und die überaus sinnige Beobachtung, namentlich der Pflanzen, führte schließlich zu einer Verehrung vieler Naturwesen, führte zu Ehrfurcht und Scheu vor diesen unheimlich verschwiegenen Geschöpfen, besonders vor gewaltigen Pflanzengestalten — Eichen, Eschen u. a. —, weil der Glaube vorherrschte, daß solche Naturgebilde von großen und größten Göttern bewohnt und beschützt würden. — Viele Pflanzen wurden zu Wohltätern der Menschen, besonders dadurch, daß eine große Zahl von ihnen wichtige Heilmittel gegen allerlei Leiden und Gebrechen lieferte, die als besondere Geschenke der guten Götter angesehen und angenommen wurden. Andere Pflanzen hingegen, die von bösen Geistern bewohnt waren oder in dem Schutz von solchen standen, konnten ungeahnten Schaden an Leib, Leben und Eigentum bringen. Viele Pflanzen besaßen durch die Günst der sie beschützenden Gottheit allerlei geheimnisvolle Kräfte, welche, wenn sie richtig zur Anwendung gebracht wurden, den Menschen zu Reichtum und Wohlleben führen konnten.

Dieser unbedingte Glaube der heidnischen Germanen an solche Kräfte verschiedener Pflanzenwesen, die als Gaben bestimmter Götter angesehen wurden, ging auch nach der Annahme des Christentums unsern Vorfahren nicht verloren. Der Glaube an solche Wunderkräfte wurde aber nach der Abschaffung der Götter allmählich zum Aberglauben, der sich in manchen Gegenden bis auf den heutigen Tag in mehr oder minder eigenartiger Form vielfach noch im deutschen Volke erhalten hat. Einige, nur wenige Beispiele mögen hierfür den Beweis liefern.

Bei den heidnischen Germanen spielte der Haselstrauch eine bedeutende Rolle. Die Hasel war dem Donnergott Donar geweiht und galt als Sinnbild

des Frühlings, des Lebens und der Unsterblichkeit. In den Händen alter, in Pommern und Franken ausgegrabener Skelette hat man Haselnüsse, in andern Gräbern Haselstäbe gefunden. Auch nach Einzug des Christentums erhielt sich noch sehr lange Zeit hindurch im Volke der Glaube an Wunder- und Zauberkräfte der Hasel. So brachte der Landmann Haselzweige in die Viehställe, in dem Glauben, da-

Ein Volk ohne Tradition ist nur ein Halbwesen, es entbehrt eines eigenen Schattens, die Tüchtigkeit seiner Erziehung, die Kraft seiner Gesetzgebung hängt zum guten Teil an seiner Tradition. Mit Recht sagt darüber ein hervorragender Forscher der Gegenwart: „Nur eine Gesetzgebung, die einigermaßen eines Volkes Vergangenheit entspricht, hat auch die Kraft, eines Volkes Zukunft umzubilden. Es muß in jedem Gesetz, wie in jeder Pflanze ein Element der Vergangenheit sein.“ Demnach sind lebendige Geschichte und eingefärbte Vergangenheit grundverschiedene Dinge; ein Volk aber, das seine Geschichte verleugnet, muß sein eigenes Wesen und sich selbst verleugnen; das ist mit einem Wort ein elendes Volk.
Rudolf Cudde.

durch seinen Viehbestand zu verbessern. Drei Haselzweige in das Gebälk des Hauses gelegt, sollten vor dem Blitz schützen. Eine besonders wirksame, wunderbare Kraft schrieb man der Hasel zum Austeilen von Sieben zu. Sogar Abwesende konnte man mit einer Haselgerte durchprügeln, wenn man nur kräftig auf ein altes Kleidungsstück schlug und dabei den Namen des zu Züchtigenden aussprach. Der Genannte empfand dann, selbst in weiter Ferne, die Schmerzen der unsichtbaren Schläge. — Die entschieden wichtigste Verwendung fand der Haselzweig als „Wünschelrute“. Mit ihr konnte man unterirdische Schätze entdecken und heben, Diebe und Mörder aufspüren, Hexen bannen, Wasserquellen auffinden und noch anderes mehr.

Sehr zum Schaden des verhassten Nächsten fand in Pommern die Petersilie Verwendung. Wurde eine aus der Erde gezogene Petersilienwurzel wieder eingepflanzt und dabei der Name der zu strafenden Person ausgesprochen, so mußte diese unbedingt sterben.

Wie die Hasel das Bild des Lebens und der Auferstehung, war die Weide unseren Vorfahren das Sinnbild des Sterbens und des Totenreichs, weil der Todesgott Widhar in der Unterwelt in einem Weidengebüsch haufen sollte. Auch wohnten, so glaubte man, Gespenster und Hexen in den Weiden oder konnten sich in solche verwandeln, wenn sie in Bedrängnis gerieten. Dieser Aberglaube wurde dadurch noch gefestigt, daß alte Weiden im Dunkeln vielfach leuchten („Phosphoreszieren“ des faulenden

Holzes). „Die Königin der Hexen führte eine Weidenrute als Zepter, und wenn ihre Untertanen, die Zauberweiber, den Morgentau mit roten Weidenruten abstreiften, entstanden Nachtfrost zum Verderben der Blüten. Manchem mutigen Mann ist es nach der Sage gelungen, ein Gespenst in einen hohlen Weidenstamm einzukleimen und dadurch unschädlich zu machen.“ (H. Neling und Dr. P. Brohmer, Unsere Pflanzen in Sage, Geschichte und Dichtung.) Den üblen Ruf haben die Weiden, namentlich alte Kopfweiden, wohl nach ihrem Aussehen. Mit ihren vielfach verkrüppelten Stämmen und den schopfartigen, aus langen, dünnen Zweigen gebildeten Kronen bieten solche Bäume in der Nacht einen gespensterhaften Anblick dar. („Erk König.“) — Trotz des üblen Rufes schrieb der Aberglaube der Weide aber auch mancherlei Heilkräfte zu. So durfte ein Kind, das vor bösem Zauber geschützt werden sollte, zum ersten Male nur in Wasser gebadet werden, das mit Weidenrinde gekocht worden war. Auch das Fieber wurde mit Hilfe der Weide beseitigt. Die Krankheit wurde entweder in die Weidenruten verknötet oder in die Stämme verleilt. —

Nach altem Glauben soll auch die Bohne dem Menschen nicht ungefährlich sein. In Griechenland hatte Pythagoras seinen Schülern das Essen von Bohnen verboten, weil deren Genuß nicht bloß den Schlaf beunruhige, sondern auch die Sinne abstumpfe; und seine Anhänger richteten sich nach dem Wort: „Ihr Unglückseligen, rührt keine Puffbohnen an!“ Denn auch das Sprichwort sagte: „Puffbohnenesserei ist so schlimm wie Mord und Totschlag.“ — Auch die Zeit der Bohnenblüte soll nach altem Glauben dem Menschen gefährlich werden. Die Blüte, die den Blüten entströmen, sollen geeignet sein, im Menschen eine zu Tollheiten neigende Munterkeit hervorzurufen, die ihn zu allerlei närrischen und üblen Streichen veranlassen kann. Dies behauptet auch ein alter Weisheitspruch:

„Solang' die Bohnen blühen,
blüht auch die Narretei.“

Oft erzählt die Sage auch von Schätzen, die unter alten Bäumen ruhen, die im Schutze des Bösen stehen und von diesem sorgfältig bewacht werden. Ein Beispiel hierfür ist ein alter Birnbäum bei Schwowow in Pommern. Ein köstlicher, vom Teufel bewachter Schatz liegt unter ihm begraben. Neben dem Baum befindet sich aber ein feuriger Stiefel. Nur demjenigen, der den Mut hat, den Stiefel auszuheben und anzuziehen, wird der gesamte Schatz vom Bösen ausgeliefert werden. Bisher hat sich noch kein beherzter Mann gefunden, den wertvollen Schatz zu heben. —

Im pommerschen Volksleben hat — wenn auch nicht in abergläubischem Sinne — bei ihrer Einführung auch die Kartoffel eine wesentliche Rolle gespielt. Ihr Anbau wurde von der Landbevölkerung hartnäckig verweigert, so daß dieser nach 1760 von Friedrich dem Großen zwangsweise durchgeführt werden mußte. Interessant ist nachstehende Schilderung Kettelbecks über die Einführung der Kartoffel in Kolberg (aus Neling und Brohmer): „Im Jahre 1745 erhielt die Stadt durch die Güte des

großen Friedrich einen Frachtwagen voll Kartoffeln, die bis dahin noch gänzlich unbekannt waren. Durch Trommelschlag erging in der Stadt und Vorstadt die Bekanntmachung, daß alle Gartenbesitzer sich vor dem Rathhause einzufinden hätten, indem des Königs Majestät ihnen eine besondere Wohlthat zugebacht habe. Unter großer Aufregung versammelten sie sich zur bestimmten Stunde. Da standen die Rathsherren auf, zeigten die Menge der geschickten Gaben und verlasen eine umständliche Anweisung, wie sie gepflanzt, bewirtschaftet, gekocht und zubereitet werden sollten. In dem Getümmel aber achtete niemand auf die Vorlesung. Verwundert nahm man die Knollen in die Hand, roch, schmeckte und leckte daran. Kopfschüttelnd gab sie der eine Nachbar dem andern, brach sie wohl gar entzwei und warf sie den Hunden vor. Da diese sie auch verschmähten, so hieß es im lauten Gemüth: „Die Dinger riechen nicht und schmecken nicht, und nicht einmal die Hunde mögen sie fressen. Was wäre uns damit geholfen?“

Viele glaubten, die Knollen müßten zu Bäumen heranwachsen, von welchen man die Früchte herabschüttelte, wie die Aepfel vom Baum. Inzwischen wurden die Kartoffeln ausgeteilt. Viele warfen sie auf den Rehrichthausen; andere, welche den Versuch

nicht scheuen wollten, verfahren dabei so verkehrt wie möglich. Einige steckten sie einzeln in die Erde, ohne sich weiter um sie zu bekümmern; andere schütteten sie auf einen Haufen und bedeckten sie mit etwas Erde, infolgedessen sie zu einem dichten Filz zusammenwuchsen.

Die Herren vom Räte mußten in Erfahrung gebracht haben, daß unter den Empfängern viele Verächter gewesen waren. Darum hielten sie in den Sommermonaten eine Kartoffelschau, und diejenigen, welche widerpenstig gefunden wurden, mußten mit einer Geldstrafe büßen. Hierüber erhob sich ein großes Geschrei, daß die Kartoffeln ganz in Verruf kamen. Im folgenden Jahr erneuerte der König sein Geschenk, sandte aber zugleich einen geborenen Schwaben mit, der über vernünftige Bestellung genauere Anleitung zu geben verstand. Durch dessen Rat und Hilfe wurde der Anbau kräftig gefördert. Dennoch traf Nettelbed erst vierzig Jahre später bei Stargard im freien Felde die ersten Kartoffeln.

Heute denkt man bei uns anders über die Kartoffel. Sie ist nicht mehr zu entbehren, und man schaut besorgt in die Zukunft, wenn andauernde Kälte oder Krankheiten der Kartoffelpflanze eine Mißernte erwarten lassen.

diese angebaut, die Erbbegräbnisse einiger Kösliner Patrizierfamilien, z. B. das Schwedersche Erbbegräbnis am Turme, mit zwei Fenstern und besonderem Eingang von der Nordseite, und das „Fein-Haus“ an der nordöstlichen Ecke der Kirche, neben dem Altarraum. Ihn schreckte nicht die „Geisterstunde“ in einer Zeit, die noch sehr stark von Aberglauben und Gespensterfurcht beherrscht war. Und wenn Blitze um den ehemals durch keinen Blizableiter geschützten Kirchturm zuckten und Donnergetöse das Gotteshaus in seinen Grundmauern erschütterte, dann, gerade dann durfte der Türmer seinen verantwortungsvollen Posten nicht verlassen, da jeden Augenblick der Blitz irgendwo zünden konnte. Dieser unerschrockene, wetterfeste Mann war einst die Zielscheibe des Volkswihses. Durch mündliche Ueberlieferung ist auf uns das folgende, immerhin noch harmlose Scherzwort gekommen: „Sei frigt wat Hoohes; hei is Turmpieper.“

Am 14. 18. wurde das Turmwächteramt städtischerseits endgültig aufgehoben. Es hatte sich überlebt und war entbehrlich geworden. Der letzte Turmwächter war der Schuhmacher Julius Rath.

Zum Schlusse noch einige Bilder aus dem Kösliner Türmerleben. Es gab auch, wenn auch nur selten, Spätabend- und Nachtstunden, wo der Türmer unserer ehemals noch recht dunklen Stadt von seiner hohen Warte aus in strahlendem Festesglanze schaute. So sah er vor neunzig Jahren, am 13. September 1840¹⁾ — es war ein Sonntag —, als eine freudig bewegte Menschenmenge, die Ankunft des Königs Friedrich Wilhelm IV. und der Königin aus Königsberg i. Pr. erwartend, die festlich geschmückten Straßen unserer Stadt durchzogte, die Häuser der Stadt — auch das Standbild Friedrich Wilhelms I. auf dem Marktplatz — festlich erleuchtet, sah, wie das Kreuzdenkmal auf dem Gollen aufblühte und hörte das Jauchzen des Volkes, als gegen 1 Uhr nachts die fehnlicht Erwarteten in den Mauern unserer Stadt eintrafen, nachdem sie eine an der Ostseite der Stadt aufgestellte, mit Eichenlaub und farbigen Lampen geschmückte Ehrenpforte mit der Inschrift

„Dem Herrscherpaar
Die Bürger Köslins“

passiert hatten. Er sah, wie sich dann von der Bergstraße her ein Fackelzug — an der Spitze das Musikkorps „unseres ausgezeichneten Stadtmusikus Bindemann“ — nach dem Marktplatz bewegte, wo der Bürgermeister und Polizei-Direktor Braun eine Ansprache an das Königspaar hielt, hörte die brausenden, nicht endenwollenden „Hurrahs“, und sah dann, wie der Zug unter Marschmusik nach dem Marienkirchhof marschierte, wo die Fackeln — gewissermaßen zu seinen Füßen — ausgelöscht wurden.

¹⁾ Die öffentliche Straßenbeleuchtung (Oellampen) ist in Köslin 1817 eingeführt worden.
²⁾ Der Schilderung dieser Episode liegt ein in dem „Allgem. Pommerschen Volksblatt“ für 1840, S. 294, enthaltener Lokalbericht über diesen vaterländischen Festtag zugrunde.

Aus Köslins Nachtwächter- und Turmwächterzeiten.

Von Hans Schiffler, Köslin.

II.

Die Nachtwächter stellten darauf — nötigenfalls durch Annäherung an den Kirchturm und Herumgehen um denselben — fest, in welchem Bezirk das Feuer ausgebrochen war, soweit sie es nicht schon selbst entdeckt hatten, und gaben durch fortgesetztes Blasen auf ihrem Horn, in späterer Zeit also dem eigentlichen „Feuerhorn“, das Feuer-signal in der Weise, daß man aus der Anzahl der unmittelbar hintereinander geblasenen Töne den Bezirk, in dem das Feuer ausgebrochen war, erkennen konnte, worauf dann die Pflichtfeuerwehr, seit 1878 auch die Freiwillige Feuerwehr¹⁾ in Tätigkeit trat. Die Freiwillige Feuerwehr machte darauf auch ihrerseits auf ihren Signalhörnern Feuerlärm. — Wie still und fast geräuschlos vollzieht sich für die Öffentlichkeit doch heutzutage der Feueralarm²⁾.

Die letzte Dienstzeit des letzten Turmwächters war für diesen besonders schwer. Eine neue Erfindung, die Wächter-Kontrolluhr oder vielmehr deren Handhabung verleidete ihm sein Amt. Alle Viertelstunden mußte er einen Rundgang im Turme machen, um nach allen vier Seiten Ausschau zu halten. Ihrer Eigenart wegen sei die Art der Kon-

trolle hier näher beschrieben. An der West-, Nord- und Südseite des Kirchturms, und zwar an der Außenseite einer Luke, die der Turmwächter erst jedesmal öffnen mußte, hing in einem Kästchen ein an einer langen Messingkette befestigter Schlüssel — jeder von anderer Form —, den der Turmwächter, wie bereits angedeutet, viertelstündlich in seine um den Körper gehängte Kontrolluhr zu „stecken“ hatte. Es wurden also gerade in der letzten Turmwächterzeit nicht nur an die Pünktlichkeit, sondern auch an die Wetterfestigkeit des Turmwächters die größten Anforderungen gestellt.

Das Amt eines Türmers war von jeher von dem Zauber der Romantik umspinnen. Unwillkürlich verbinden sich damit das Gefühl und die Vorstellung des Schaurig-Schönen. Den Wunsch, auch einmal eine Nacht dort oben in schwindelnder Höhe zu verleben, nicht unter dem eiserernen Zwange der Dienstpflcht, sondern nur des Erlebnisses wegen, mag wohl schon mancher gehabt haben. Doch betrachten wir zunächst den Türmer selbst.

Nacht für Nacht, jahraus, jahrein mußte er, getrennt von seiner Familie, auf einsamer Höhe (der letzte Türmer nahm jeden Abend sein Hündchen mit in die Turmstube) für die Feuersicherheit unserer Stadt wachen, hoch über Lebenden und Toten. Unmittelbar unter ihm der Marien-Kirchhof; an der nördlichen Seitenmauer der Kirche, unmittelbar an

gebracht sein, sich etwas näher mit ihm zu beschäftigen.

Die beste Uebersicht über den Dragigsee und seine Umgebung ermöglichen die Kartenwerke des Reichsamtes für Landesaufnahme (das Blatt Tempelburg 1:100 000 und die Messtischblätter Neu-Buhrow, Böhlen, Falkenburg und Tempelburg 1:25 000). Wir erkennen aus ihnen, daß der See am Südrande des baltischen Endmoränenzuges in einer für pommersche Verhältnisse recht beträchtlichen Meereshöhe von 128 Meter liegt. Durchflossen wird er von der Drage, einem Flüsschen, das von Norden aus dem Hügelgelände der Endmoräne herkommt — der sogenannten „Pommerschen Schweiz“ — und dann weiter nach Süden der Nege zusießt. Sehr auffallend ist die außerordentlich zerlappte Umrandung des Sees, wie sie ja mehr oder weniger allen stehenden Gewässern in Moränenlandschaften eigen-tümlich ist. Die Hauptform des Sees ist eine fast 12 Kilometer lange Rinne, die sich von Norden nach Süden erstreckt. In diese Rinne greifen aber mehrere Halbinseln weit hinein, während sie selbst wieder lange, schmale Buchten in das Land vorschiebt. Eine Ausmessung ergibt, daß das Areal des Sees

18,8 □-Kilometer beträgt und sein Ufer eine Länge von 68,3 Kilometer hat. Um diese Zahlenverhältnisse anschaulicher zu machen, rechnen wir aus, wieviel mal die gemessene Uferlänge länger ist als der Umfang eines Kreises, der den gleichen Flächeninhalt hat wie der See, und erhalten dadurch eine Zahl, die man als „Uferentwicklung“ bezeichnet³⁾. In unserem Falle beträgt sie 4,44.

Vor mehreren Jahren hat Prof. Dr. W. Halbfax den ganzen See ausgelotet und die Lotungsergebnisse zu einer Tiefenkarte verarbeitet. Auf ihr erkennt man sehr deutlich, daß das Becken des Sees ebenso unregelmäßige Formen aufweist wie sein Ufer. Tiefe Kessel wechseln fast unvermittelt mit flachen Stellen ab, ja, an verschiedenen Orten erheben sich sogar Inseln über den Wasserspiegel, von denen der Kallwerder die größte ist. Südlich vom Kallwerder besteht das Seebecken aus verschiedenen recht tiefen Kesseln, unter denen besonders drei durch ihre Größe und Tiefe auffallen. Im südlichsten die-

³⁾ Der Kreis ist diejenige geometrische Figur, die bei gegebenem Flächeninhalt die kürzeste Begrenzungslinie hat.

Der Dragigsee.

Ein geographischer Beitrag zur Heimatkunde.

Von M. Lieh, Jena.

Seit jeher hat der Mensch den Seen großes Interesse zugewendet, wobei schon früh neben den rein praktischen häufig auch ideelle Gesichtspunkte mit-gesprochen haben. Aber erst nachdem man in der gegenwärtigen Zeit mit großem Eifer darangegangen ist, unsere nächste Heimat zu „entdecken“, hat man die norddeutschen Gewässer einer systematischen Erforschung unterzogen. Dabei sind nun staunenswerte Ergebnisse gezeitigt worden, die vorher niemand für möglich gehalten hätte. Unter den zahlreichen Seen, die in einem weitgeschwungenen Bogen von Rußland bis Dänemark die Südküste der Ostsee umfämen, nimmt vor allen anderen der Dragigsee im Kreise Neuhettin eine besondere Stellung ein. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß er das tiefste Gewässer Deutschlands außerhalb der Alpen ist. Aber leider ist diese Tatsache selbst in unserer Heimatprovinz kaum bekannt, und es dürfte darum wohl an-

den. Alles dies ein Anblick, wie ihn eben nur ein Türmer genießen konnte.

Aber was war dieses festliche Schauspiel im Vergleich zu den erhabenen Naturschauspielen, die der Turmwächter hoch oben so oft und in den mannigfaltigsten Erscheinungen erlebte und, soweit er dafür empfänglich war, genießen konnte. Wenn die Nacht sich auf das Städtchen herniedersenkte, ein Licht nach dem andern erlosch und an der Himmelstoppel die Sterne, funkelnd und flimmernd, ihren nächtlichen Reigen ausführten. Nächtliche Stille der typischen Kleinstadt, die Köslin noch während der Türmerzeit und auch noch später war. Nur vom Marktplatz her das gleichmäßige Plätschern der beiden Wasserbassins, links und rechts des Standbildes, vernehmbar, wo gekrönte Adler, je zwei an jedem Bassin, aus ihren weit geöffneten Schnäbeln unablässig Gollenwasser in die achteckigen Behälter aus Eichenholz spien¹⁾. Oder wenn der Vollmond, zuerst blutrot, dann orangefarbig, über die schwarze Wand des Gollen oder Hammerwaldes emporstieg und dann das Städtchen

mit seinem Silberlichte übergoß. Oder wenn die Sonne vom Osten her die Stadt feuerrot-goldig verschönte, die Morgennebel- und Dunstschleier im Nordwesten und Norden sich teilten und der Türmer als erster das von der weißen Dünenkette umsäumte blaue Meer, zum Greifen nahe, erschaute. „Wer die Natur so recht genießen will, der muß allein mit ihr sein.“

¹⁾ Die beiden Wasserbassins waren 1724 angelegt worden und sind in der Wendlandschen Chronik als „Wasser-Schalen“ bezeichnet. Als 1737 die städtische Wasserleitung „von neuem, auf eine ganz andere Art, als die vorige, hier und da schadhast gewordene, angelegt“ wurde, wurden die beiden neuen Wasserbassins, wiederum mit je zwei wasserspeienden Adlern, angelegt, welche die im „Bildzimmer“ des Heimatmuseums hängenden Bilder von 1833 (Stich) und 1865 (Lichtbild) veranschaulichen. Die wasserspeienden Adler waren jedoch schon vor 1825 bei einer vereinfachenden „Renovation“ der Bassinanlagen entfernt worden. Die beiden Wasserbassins sind wahrscheinlich 1867 beseitigt worden.

Generalpostmeister Stephans Lebenswerk.

Zu seinem 100. Geburtstag am 7. Januar 1931.

Am 9. Oktober 1874 krönte unser großer pommerischer Landsmann, der am 7. Januar 1831 zu Stolp geborene Generalpostmeister des Deutschen Reiches, Heinrich von Stephan, sein Lebenswerk durch den Abschluß des Weltpostvereins zu Bern. Pommerische Zähigkeit hatte hiermit erreicht, was solange immer an der engherzigen Verkehrspolitik vieler Staaten gescheitert war: Alle Kulturstaaten zu einem einzigen Postgebiete zu vereinigen, in dem alle Gebühren und Dienstzweige einheitlich geregelt werden.

Um die Bedeutung dieser Tat Stephans voll würdigen zu können, muß man bedenken, welchen hartnäckigen Widerstand von jeher die in unserm Volkscharakter liegende Eigenbrödelei und Kleinstaaterei allen Einigungsbestrebungen entgegensetzte. Eine Briefbeförderung, in der man die Anfänge der heutigen Post sehen kann, ist uns seit Beginn des 16. Jahrhunderts bekannt. Vorher war man auf besondere Einzelboten, den Staatsrelaisdienst (dem aber meist die Mitnahme von Privatbriefen bei Todesstrafe verboten war) und der Botendienst der Kaufmannskorporationen angewiesen. Den Bedürfnissen des lebhaft gesteigerten Verkehrs von Land zu Land kamen unternehmungslustige Privatleute entgegen, indem sie auf Grund von Einzelverträgen regelmäßige Postverbindungen einrichteten. Allen Briefmarkensammlern bekannt ist die Post der aus Bergamo stammenden Familie Taxis, die schon im 15. Jahrhundert im Relaisdienst tätig war. Da sie sich auf die habsburgisch-spanische Weltmonarchie gründete, konnten Einzelstaaten und Städte wegen

ihres demgegenüber kleinen politischen Machtbereichs mit ihr nicht in Wettbewerb treten.

Mit der wachsenden Selbständigkeit der Landesfürsten wurden die Taxischen Posten mehr und mehr beschränkt und Staatsposten eingerichtet, bis dem Königreich Preußen unter dem Postmeister Stephan im Jahre 1867 die völlige Ausschaltung der Thurn und Taxischen Post gelang. Unter den deutschen Landesherren war es der Große Kurfürst gewesen, der als erster die Ordnung des Landespostwesens in die Hand nahm und 1648 die brandenburgisch-preussische Post, den Anfang der heutigen Deutschen Reichspost, gründete.

Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war durch das Nebeneinanderbestehen der Staats- und Privatposten das Postwesen außerordentlich zersplittert. Der wachsende Verkehr forderte aber gebieterisch eine Vereinheitlichung des gesamten Postwesens. Im deutsch-österreichischen Postvereinsvertrag von 1850 gelang es endlich, die sechzehn vereinigten Verwaltungen zu einem einzigen Postgebiet zusammenzufassen. Die weitere Entwicklung ging nun mit der politischen Einigung Deutschlands Hand in Hand.

Die Seele dieser Bestrebungen war Heinrich von Stephan. Als Dezernent der Auslandsabteilung schloß er in den Jahren von 1863 bis 1869 Postverträge mit Belgien, den Niederlanden, Spanien und Portugal, Schweden, Norwegen, der Schweiz, Italien und dem Kirchenstaat, den niddeländischen Staaten, Desterreich-Ungarn und Luxemburg. Mit dem

1. Januar 1868 schuf er eine einheitliche Postanstalt für den Norddeutschen Bund und führte den Einheitstarif von einem Silbergroschen für den Brief ein. Als Generalpostmeister des neuen Deutschen Reiches trug er wesentlich zur Förderung der Weltstellung Deutschlands bei, indem er unter Zurückdrängung aller partikularistischen und bürokratischen Bedenken und großzügiger Kugbarmachung aller technischen Fortschritte einmal die inländische Post musterfüllig ausbaute und zum andern größtes Gewicht auf die Schaffung eines leistungsfähigen Auslandsdienstes legte. Dem stand häufig die engherzige Verkehrspolitik mancher Staaten entgegen, denen es weniger auf Erleichterung des Verkehrs als auf Erlangung möglichst hoher Portanteile ankam. Stephan suchte den von ihm im inneren Verkehr befolgten Grundgeden auch im Auslandsdienst Geltung zu verschaffen.

Nachdem der Pariser Postkongreß von 1863 erfolglos verlaufen war, betrieb er seit 1868 die Gründung eines allgemeinen Postvereins. Im Jahre 1873 lud das Deutsche Reich unter Ueber sendung des Stephanschen Entwurfes für einen Weltpostvertrag alle europäischen Staaten und Amerika zu einem Kongreß nach Bern ein. Die Frucht dieser Verhandlungen war der Allgemeine Postvertrag vom 9. Oktober 1874, der 1878 in Paris zum Weltpostverein erweitert wurde und dessen Zentrale das Internationale Büro des Weltpostvereins unter Leitung der Schweizer Postverwaltung ist. Damit war ein völkerrechtlicher Vertrag aller Kulturländer zur einheitlichen Regelung des Postverkehrs geschaffen. Die dem Weltpostverein angehörenden Länder bilden nunmehr ein einziges Postgebiet, in dem die Gebühren und Verkehrsvorschriften einheitlich geregelt werden. Was das zu bedeuten hat, kann man ermes sen, wenn man sich dessen erinnert, daß allein zwischen den deutschen Staaten gegen hundert Postverträge mit etwa zweitausend verschiedenen Briestagen bestanden hatten. Um so mehr können wir Pom mern stolz sein auf das gewaltige Lebenswerk un seres großen Landsmannes Heinrich von Stephan.

Erich Brendemühl.

Ein tauferer pommerischer Feldgeistlicher.

Von W. Brendemühl.

Unter den zahlreichen evangelischen und katho lischen Feldgeistlichen, die 1870 den Zug nach Frank reich mitgemacht haben, hat nur ein einziger den Feldentod vor dem Feinde gefunden. Das ist unser pommerischer Landsmann Friedrich Karl Ludwig Schwabe. 1831 in Erfurt geboren, studierte er in Jena und Bonn Theologie und war dann einige Zeit als Lehrer und Erzieher im Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg tätig. Am 26. Juli 1857 wurde er als Pfarrer nach Wuffeden (Synode Anklam) be rufen. Mit Ausbruch des deutsch-österreichischen Krieges stellte er sich als Militärgeistlicher zur Ver fügung und wirkte nach seiner Rückkehr weiter in

der Kessel ist an zwei verschiedenen Stellen, die nur durch einen niedrigen Rücken voneinander getrennt werden, die Maximaltiefe von 83 Metern gelotet worden; das ist eine Tiefe, die nur noch selten von Binnengewässern kleineren Ausmaßes übertroffen wird. Im Bergreich zu diesen vereinzelt recht an sehnlichen Tiefen sind aber die vielen Buchten und der ganze nördliche Teil des Sees relativ flach, so daß die mittlere Tiefe nur 20 Meter beträgt.

Wie hat man sich nun aber die Entstehung dieser mannigfaltigen Formen vorzustellen? Auf diese Frage läßt sich noch keine vollkommen einwandfreie Antwort geben, wie ja überhaupt das Problem der Seebildung in Norddeutschland bisher noch keine allgemeinbefriedigende Lösung erfahren hat. Zweifelsohne sind die Seen in jener Zeit entstanden, in der auch der ganze übrige Formenreichtum unserer Heimat geschaffen worden ist, also am Ende der Dilu vialzeit. Als die ungeheure Eisdede, die sich von den Gebirgen Scandinaviens her über den ganzen Norden Europas ausgebreitet hatte, infolge Klima tischer Ursachen zum Abschmelzen kam, blieben die aus Schweden und dem Gebiet der heutigen Ostsee hierher verschleppten großen Massen von Sand,

Schutt und Geschieben im Schmelzgebiet liegen und schufen dadurch die reichgliederten, vielkuppigen Hügelformen, die wir heute, zusammenfassend, als Baltischen Höhenrücken oder Endmoränenzug bezeich nen. Die durch das Abschmelzen des Inlandeises frei gewordenen gewaltigen Wassermengen fanden zum weitaus größten Teile einen Abfluß am süd lichen Eisrand entlang nach dem Nordseebecken und schufen auf diese Weise die breiten Urstromtäler Norddeutschlands. Im Gebiet des Höhenzuges aber wurden alle Vertiefungen auf der Erdoberfläche durch Wasseransammlungen in ausgedehnte Seen um gewandelt. Verlandungsprozesse haben dann im Laufe der Zeit ihre Ausmaße wieder stark verrin gert, und was wir dort heute noch antreffen, sind nur noch kleine Reste der einstigen Stauseen.

Denselben Entwicklungsgang hat auch der Draht see durchlaufen. Eines besonderen Erklärungsver suches bedürfen aber noch die auffallend tiefen Kessel im Seeboden. Man kann sich vorstellen, daß wäh rend der letzten Eiszeit das auf dem Inlandeise da hinschießende Abschmelzwasser in Gletscherspalten hin eingestürzt ist und durch seine Wucht im Unter-

grunde tiefe Löcher ausgestrudelt hat, in denen sich nach dem Verschwinden des Eises Wasser anammeln konnte, und die nun heute im Seeboden als Kessel erscheinen. Andererseits kann ihre Entstehung auch noch darauf zurückgeführt werden, daß beim Schwin den und Brüchigwerden der Gletscherbede große Eisblöcke vom Gletscherande abgebrochen und hier liegen geblieben sind. Durch die gewaltigen Massen des hier abgelagerten Moränenmaterials, die nun den Formenreichtum unserer heimatlichen Landschaft schufen, sind die Eislöcher verschüttet worden, so daß sie in diesen natürlichen Eistellern lange Zeit fast unversehrt erhalten blieben. Erst unter dem Ein fluß des immer wärmer werdenden Klimas kamen auch diese Blöcke zum Schmelzen, und durch Ein stürzen der über ihnen Lagernden Schuttdecken entstanden die Kessel im Boden. Für beide Theorien spricht die süd-nördliche Anordnung der Kessel, die mit der Bewegungsrichtung des Eises übereinstimmt. Daß sowohl die eine als auch die andere Entstehungsart möglich sein kann, beweisen Beobach tungen von genau so gearteten Erscheinungen, die man in noch heute vergletscherten Gebieten gemacht hat.

großem Segen in seiner Gemeinde. Als 1870 die deutschen Heere abermals mobil gemacht wurden und gegen den Erbfeind zogen, litt es den tapferen Landgeistlichen nicht mehr auf seiner pommerschen Pfarre. Trohdem ihm kurz vorher sein sechstes Kind geboren wurde, meldete er sich sofort wieder freiwillig und wurde der 22. Division zugeteilt. Mit großer Aufopferung und Unerbrotlichkeit stand er seiner kriegerischen Gemeinde alle Zeit treu zur Seite, war, der eigenen Lebensgefahr ungeachtet, Seelsorger und Helfer zugleich. Im Oktober 1870 kam er nach Orleans, um seine abgerissene Kleidung zu ergänzen. Er konnte aber nur einen weißen Mantel erwerben, der, wie einstmal der kurfürstliche Schimmel bei Fehrbellin, die Aufmerksamkeit der Feinde auf sich lenkte. Als am 18. Oktober sein Truppenteil in das Gefecht bei Chateaudun verwickelt wurde, und bald

zahlreiche Verwundete zurückgebracht wurden, bemühte sich Schwabe um die Einrichtung eines Verbandspaltes. Trotz des starken Gewehrfeuers ritt er zu seinem auf einer Höhe haltenden Oberst heran, um sich mit ihm zu beraten. Sofort wurde das Gewehrfeuer auf den weithin leuchtenden weißen Mantel lebhafter. Ein Schuß traf den wackeren Mann über dem linken Auge in die Stirn und tötete ihn auf der Stelle. Als er am nächsten Tage mit kriegerischen Ehren zur letzten Ruhe bestattet werden sollte, wurden die Beerdigungsfeierlichkeiten durch plötzlichen Alarm unterbrochen. Man mußte den mutigen Pfarrer schnell ins Grab senken, um dem Feinde auf Chatres zu entgegnen zu können. „Später setzte man dem Divisionspfarrer Friedrich Schwabe, dem einzigen im Kriege 1870/71 gefallenen deutschen Feldgeistlichen, ein einfaches, würdiges Denkmal.“

mal gewechselt oder richtiger, wechseln müssen. Wo seine Häuser und Gärten einst waren, wogt heute das landgerige Meer. Als Zeuge jener versunkenen Zeit ist Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts von dem damaligen Lehrer in Nest, Herrn Dettmann, bei einer Bootsfahrt auf der Ostsee, als der Meeresgrund außergewöhnlich klar erkennbar und vielleicht durch einen vorangegangenen Sturm verändert worden war, zwischen dem ersten und zweiten Riff bei Nest ein ausgemauertes Brunnen gesehen worden.

Wie der Chronist Brüggemann, Königl. Preussischer Consistorialrat und Hofprediger an der Schlosskirche in Stettin, in seiner 1784 gedruckten „Ausführlichen Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des Königl. Preussischen Herzogthums Vorpommern“ berichtet, „ist das Dorf Nest im Jahre 1552 durch einen gewaltigen Sturm gänzlich verwüstet und nachher näher an dem Jamundschon See wieder aufgebaut worden, hinter einem hohen Sandberge, der es schützt und durch die von Zeit zu Zeit gepflanzten Schwarzweiden entstanden ist, die den Sand (Flugland) aufhalten.“ Das Kernstück dieses „hohen Sandberges“ ist zweifellos die jetzige, weit und breit bekannte „hohe Düne“, auf der der Signalmast, gewissermaßen als Wahrzeichen des Fischerdorfes Nest, und weiter ostwärts die Hoffendahlische Villa stehen. Daß aus der zweiten Zeitperiode des Fischerdorfes Nest auf dem zu einem großen Teile in Ackerland umgewandelten Gelände zwischen diesem Schutzwall und den eigentlichen Meeresdünen nur kümmerliche Reste oder Spuren einer menschlichen Ansiedlung gefunden sind, erklärt sich wohl dadurch, daß die Bewohner, nachdem sich die Flut verlaufen hatte, jedenfalls alles irgendwie noch Brauchbare hinweggeräumt haben. Jedoch ist noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Herrn Karl Peggow, dem jetzigen Hotelbesitzer in Nest, am Fuße der „hohen Düne“ an der Ostseeseite in der geringen Tiefe von etwa einem halben Meter ganz zufällig eine gedammte Dungstätte entdeckt worden, nach Ansicht des Genannten ein zweifelloses Ueberbleibsel von dem alten Fischerdorf Nest aus einer schon damals mehr als dreihundert Jahre zurückliegenden Zeit. —

Die alte Fischeriedlung Deep befand sich ehemals weiter östlich des jetzigen „laufenden Tiefs“ (*). Fischer behaupten, an jener Stelle Reste von Siedlungen, vor allem Brunnenanlagen, am Grunde der Ostsee beobachtet zu haben. Die gleiche Sturmflut, die im Jahre 1552 das zweite Nest gänzlich verwüstete, vernichtete eine Anzahl Häuser des Fischerdorfes oder Fischerlagers Deep. S. Schiffeler.

*) Das erste, später versandete Tief befand sich zwischen den Dörfern Deep und Laase, etwa zwei Drittel dieser Strecke von dem jetzigen Deep entfernt, gerade gegenüber der Nestbachmündung, wie es die Lubinische Karte von 1618 zeigt. Bei einem Durchbruch der Ostsee im Jahre 1690 entstand ein neues Tief, welches aber eingegangen ist. Das jetzige, soweit nachweisbar, dritte Tief ist am Anfang des vorigen Jahrhunderts durch Durchstichung der Nehrung angelegt worden. (Siehe Benno, S. 193.)

Deutsche Heimatbücher.

Deutsche Erde. Einzelheft 0,50 RM., Jahresbezug 12.— RM. Terra-Verlag, Berlin W. 9.

Das vorliegende Heft 4 des zweiten Jahrgangs gewinnt durch zwei höchst zeitgemäße Artikel besondere Beachtung. Dr. C. Uetrecht schreibt über „Drohende Kriegsgefahr im deutschen Osten“, der bei den dauernden polnischen Uebergriffen gerade rechtzeitig erscheint. Nach einer Schilderung „Besuch bei Claudius Dornier in Altenheim“ finden wir wie immer gute Bildartikel über deutsche Lande. „Schlendentage im herbstlichen Salzburg“ sei besonders erwähnt. Im Teil „Deutsches Geistesleben“ jesselt besonders „Beethovens Kampf mit dem Alltag“. Sehr anregend ist die Abteilung „Natur und Technik“ mit Beschreibung des deutschen Festes und einer neuen Erfindung, „Der Fernschaubühne“. Reizend sind die Zeichnungen in „Winterfütterung der Vögel“. Der laufende Roman findet seine Fortsetzung und leitet zum Teil „Dies und Das“ über, in dem u. a. „Der Gesellschaftstanz von heute und seine Musik“ seine Darstellung findet.

Schwänke und Schnurren aus Hinterpommern.

Von A. G adde. Reinwasser.

71. So schlecht ist er nicht.

Der Windmüller Maus in Luisenhof war ein ganz kleines Kerlchen, und doch wurde von ihm erzählt, er habe einmal eine Wette dadurch gewonnen, daß er sechzig rohe Eier austrank.

Einst traf der Förster Borchardt im Walde einen abgesägten Baumstumpf, und es stieg ihm gleich der Verdacht auf, daß Maus, von dem man im Dorf munkelte, daß er auch sonst kleine Diebereien im Walde ausführte, der Täter sei, obgleich er keine rechten Beweise dafür hatte. Der Förster schrieb nun mit Blaustift den Namen „Maus“ auf den Stumpf, ging dann zu dem Müller, der in der Nähe des Waldes pflügte, fing mit ihm ein unverfängliches Gespräch an, kam auf den Dohnenstrich zu sprechen und sagte dann: „Kommen Sie, wir wollen doch mal sehen, ob sich was gefangen hat.“

Sie gingen, und als sie in die Nähe des Baumstumpfes kamen, rief der Förster: „Donnerwetter, da ist mir ja ein Baum gestohlen! Mäuschen, haben Sie das auch getan?“ Maus tat aber sehr beleidigt und wies solchen Verdacht entrüstet von sich.

„Manu“, rief da der Förster, „was ist denn das? So ein niederträchtiger Kerl! Stiehlt mir erst den Baum und schreibt dann noch großartig mir zum Spott seinen Namen auf den Stubben! Da soll doch gleich ein Himmelkreuzdonnerwetter dreinschlagen!“

Als Maus seinen Namen erblickte und das grimme Gesicht des riesigen Försters sah, wurde er ganz bestürzt und stotterte: „Herr Förster, ich will es nur gestehen, ich habe den Baum abgesägt; aber den Namen habe ich nicht geschrieben. Wie würde ich wohl so etwas tun? So schlecht bin ich denn doch nicht.“

72. Und dennoch.

Der Dachdecker B. war einst bei seinem Bruder, der in Ruher einen Bauernhof besaß, zu Besuch. Eines Tages ging er nach der Sandkuhle, um sich da schönen feinen Sand auszusuchen. Als er die gewünschte Menge zusammengetragen hatte, klopfte er den Sandhaufen schön glatt und machte sich auch sonst noch dabei zu schaffen. An demselben Tage konnte er aber das Fuhrwerk seines Bruders nicht mehr bekommen, und so mußte er das Heimholen bis zum nächsten Tage lassen.

Als er nun mit seinem Fuhrwerk bei der Sandkuhle ankam, gewahrte er zu seinem Schreck, daß der Sand bereits fortgeholt war. Verwundert betrachtete er die Stelle, wo er gelegen hatte, und sagte dann: „An il harr doch mine Name upschrawe!“

73. Wie er die Würmer zum Angeln aufbewahrt.

De ull Karl Frank vum Wollinsche Wollwerk Friedrichswerder ging oft nah 'm Lebastrom tum Angeln. As hei eis wedder hengeht, trefft hei doar ne Junge, wat uk angelt. Sei rädt em an o freggt nah disse o jennem; aber de Jung' antwoort nich, hei nicht aber schiddert bloß mit dem Kopp. „Jung“, seggt Frank, „kannst du nich råde? Du heft jo son' dicke Bacle, as wenn du priemst. Wat heft du im Mul?“

„De Weem“, seggt endlich de Jung'.

74. Dat stimmt.

As Frank eis wedder im Strom angelt, freggt vunne andre Sid' eie Mann, dei doar ud bi'm Angeln is: „Woväl heft du all?“

Frank reppt trigg: „Wenn il disse hebb, wor il up lur, o denn noch eie, denn hebb il twei.“

75. Ein gutes Mittel.

De ull Jannusch, wat Franke sie Schwager was, freggt em eis: „Wo geht dat tau. dat du vum Angeln immer so vâl Fisch nah Hus bringst? Mi wille sei nich so gaut bite.“

„Wenn du ne halwe Brannwin giffst“, seggt Frank, „denn war il di e Middel segge, dat se di dichtig bite.“

„Jo, dat will il daune.“

„Nu heer: Du mußt im halwe Joahr teie ander Semd antrecke!“

76. Wie Meister Sädel Schnaps kauft.

Sädel war ein gelehrter Zimmermann und wohnte in einem Dorfe des Belgarder Kreises. Da es zu seiner Zeit nur wenig Meister in der Gegend gab, so machte er sich selber dazu, und überall wurde er auch Meister genannt, weil er selbständig arbeitete und auch andere Leute beschäftigte. Im übrigen war Meister Sädel sehr gerecht, das heißt, wenn er nüttern war; sonst war er als Trinker bekannt, und wenn er betrunken war, machte er die dummsten Streiche.

Dumm war Meister Sädel gerade nicht, aber manchmal gab es doch etwas, was er sich nicht erklären konnte. Einmal war er zur Stadt gegangen und traf dort zufällig einen von seinen Leuten. Sädel verspürte an dem Tage großen Durst. Ehe sie nach Hause gingen, machte er seinem Kollegen den Vorschlag, daß sie sich beide in Gemeinschaft ein Faß oder eine sogenannte Bütte voll Schnaps für den Heimweg kaufen wollten. Jeder sollte die Hälfte bezahlen; dann habe jeder gleiche Rechte daran, und so müsse auch jeder gleiche Last tragen. Und um wieder zu dem ausgelegten Gelde zu kommen, müsse jeder Viertelliter bezahlt werden; zudem solle jeder das Faß eine Viertelmeile weit tragen.

Der Vorschlag wurde angenommen, und nachdem der Schnaps gekauft war, machten sie sich auf den Weg. Der Kollege ging mit dem Faß auf dem Rücken seinen Weg, und Meister Sädel wankte hinter ihm nach. Kaum waren sie eine Achtelmeile gewandert, da hatte Sädel schon Durst. Das Geld war beiden alle geworden, nur Sädel hatte noch einen Groschen und eine Flasche, die gerade einen Viertelliter faßte.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas von dem alten Nest und dem alten Deep.

Bekanntlich befanden sich die Fischerdörfer bezw. Fischerlager Nest und Deep ehemals an anderer Stelle als an der heutigen. Nest, urkundlich zum ersten Male 1410 erwähnt und als „Fischerlager“ bezeichnet, hat seine örtliche Lage sogar schon zwei-